

Liechtensteiner Volksblatt

Bezugspreise: Inland und Schweiz jährlich Fr. 11.—, halbjährlich Fr. 5.50, vierteljährlich Fr. 2.80 (Postcheck IX 2988) Oesterreich (Postcheck-Konto D 111,699) u. Deutschland halbj. Fr. 6.50, vierteljährlich Fr. 3.30. Das übrige Ausland halbj. Fr. 8.50, vierteljährlich Fr. 4.30. Amerika ganzj. Fr. 20.—. Postamtlich bestellt 30 Cts. Zuschlag. Bestellungen nehmen entgegen: Die nächstliegenden Postämter, die Verwaltung des Volksblattes in Vaduz, in der Schweiz auch die Buchdruckerei Au (Rheinthal) Tel. Nr. 31.60. Schriftleitung: Schaun, Telephon Nr. 55. Verwaltung Vaduz, Telephon Nr. 43.



Anzeigenpreise: die 1spaltige Col.-Zeile Annoncen Reklames
Inland 10 Cts. 20 Cts.
Angrenz. Rheintal (Sargans b. Sennio) 15 Cts. 20 Cts.
Uebrige Schweiz 18 Cts. 35 Cts.
Ausland 20 Cts. 35 Cts.
Inseratenannahme für das Inland und Feldkirch: Verwaltung des Blattes in Vaduz, Tel. Nr. 43.
Inseratenannahme für das Rheintal, Schweiz und übriges Ausland: Schweizer Annoncen A.-G. St. Gallen, Tel. Nr. 35.30; und übrige Filialen.

Organ für amtliche Kundmachungen

Die nehmen es ernster.

Unsere Leser wissen, welche Stellung wir seit der Aufstellung der Lotteriefrage bezogen haben. Allen Ernstes haben wir die Schweizer Behörden gebeten, unsere Existenzmöglichkeiten nicht zu untergraben. Es soll die Not, ohne Not, nicht größer gemacht werden, als sie schon ist. Jedermann weiß, daß uns die Schweiz jederzeit sagen kann: wenn ihr Euch nicht fügen wollt, so steht es Euch frei, den Zollvertrag mit uns zu lösen. Das wissen wir, aber das wollen wir nicht, in der Erkenntnis, daß der wirtschaftliche Anschluß an unsere befreundeten Nachbarn im Westen und eine stabile Entwicklung zu geben imstande sein wird. Wir aber, mit unserer 10,000köpfigen Bevölkerung und der eigenen Verwaltung werden bei aller Sparsamkeit immer ein teureres Land bleiben, obwohl die Gehälter unserer Angestellten um ein Viertel bis zur Hälfte niedriger sind als jene über dem Rhein. Wir wollen sparen und müssen sparen, wir dürfen aber der Schweiz immerhin die Bitte vorlegen, uns jene Einnahmen zu lassen, die wir zur Finanzierung unserer Arbeitslosigkeit bedürfen. Es gibt auch hierfür noch einen Weg. Der Kenner der Umstände wird den Schritt des Bundesrates begreifen. Der Druck von außen her und vielleicht gar Denunziation von innen machten die Stellung des Bundesrates nicht leicht. Nun wirft sich aber die Frage auf: muß wegen einer Gebietsverletzung unter dem Schutze der Anonymität in einer Sache, wie sie die Lotteriefrage darstellt, endgültig Strich gemacht werden? Der Bundesrat wird verlangen, daß Schweizer Gebiet gemieden wird, wofür, selbst, daß Auswüchse nicht möglich würden. Das muß verstanden werden. Daß das Duggan-Unternehmen liechtensteinisches Gebiet verlassen muß auf die Gefahr hin, daß die Landesfinanzen insanken geraten, das wird er kaum wollen. Man hat uns im Jahre 1924 die Hand geboten, wir nahmen sie dankbar an, man beurteile aber unsere wirtschaftlichen Verhältnisse nicht von der Seite eines wesentlich größeren und reicheren Staatsgebildes aus.

Mit uns erfassen den Ernst der Situation auch diejenigen in der Eidgenossenschaft, die die Wohltat eines wirtschaftlichen Anschlusses vermissen. Die nehmen es weit ernster, als gewisse Herren in Liechtenstein. In der Eingabe an den Bundesrat wird betont, daß es eine sehr ernste und dringliche Angelegenheit

sei, Liechtenstein als Absatzgebiet zu erhalten, es würden ausschließlich Fertigfabrikate ausgeführt, in denen auch nicht unbedeutende Arbeitslöhne enthalten seien. Endlich, daß die Einfuhr Liechtensteins aus d. Ostschweiz jährlich um 5 Millionen herum sich belaufe. Es wird auch die Zahl der in Liechtenstein erwerbstätigen Schweizer mit 600 genannt und die Bitte unterbreitet, der Bundesrat möge den Beschluß vom 10. April 1933 in Wiedererwägung ziehen und die im Interesse beider Länder liegenden Maßnahmen ergreifen, welche die Aufrechterhaltung der Lotterie in Liechtenstein ermöglichen.

Hier sehen wir also einen ersten Zug in dieser Frage, der wohlthätig ablichtet von dem Geschreibe unseres Gesandten Dr. Emil Beck

in den Liechtensteiner Nachrichten. Wundern wir uns nicht, die Denunziation gegenüber dem Unternehmen durch einen einstigen Landtagspräsidenten steht noch in lebendiger Erinnerung. Auch dafür wurde kein Wort des Tadel gefunden in jener Presse. Dort sollten die Landesfinanzen einen schönen Verrat finden, was wunderbar, wenn die Frage in den Nachrichten immer nur die politische Seite, u. zwar die noch in heftiger Art hervorkehrt. Nur noch ein wenig Geduld und wir werden die geschäftstüchtigen Schweizer und unsere Demokraten einmal vor der Volkstribüne Liechtensteins einander gegenüberstellen. Die Heimat ruft: es geht um den Bestand der Landesfinanzen, es geht in harter Zeit um das Brot armer Schichten Liechtensteins.

Soweit scheint nun alles in Ordnung, der Gesandte hat als Beauftragter der Regierung in Bern gehandelt, wenn Uebergiffe vorgekommen waren, hat die Regierung auf Abbestellung gedrungen. Hierin dürfte Dr. Emil Beck so gut im Bilde sein als wir in Liechtenstein. Er wird auch wissen, wie ernst diese Angelegenheiten von der fürstlichen Regierung behandelt wurden.

Nun schreibt aber Dr. Emil Beck in der letzten Nummer der Nachrichten weiter:

Solange man in Vaduz auf diese Stimme hörte, konnte die Lotterie auch gehalten werden. Und es ist nicht einzusehen, warum sie, die sich während acht Jahren mit der eidgenössischen Gesetzgebung vertragen hatte, nicht auch weiterhin mit dieser vereinbar gewesen wäre, wenn eben die gemachten Versprechungen eingehalten worden wären. Mit dem Abbau der Gesandtschaft hat man mir die Kompetenz entzogen, mich dafür einzusetzen.

Diese Zeilen stimmen nun allerdings mit einzelnen in seinen Schreiben an die Regierung gerichteten einzelnen Botschaften nicht überein. Andererseits aber bedeuten sie neben einer großen Portion Ueberheblichkeit, eine Unverschämtheit gegenüber Vaduz und Bern. Wir wissen aber, daß Dr. Beck noch den Gesandtschaftsposten innehatte, als der Bundesratsbeschluß vorbereitet und gefügt wurde. Wesentlich aber für die Charakteristik dieses Falles ist folgender Satz:

Nun genügt es aber nicht, wenn ein Herr auf dem Bundeshaus vorpricht und schön „bitte, bitte“ macht. Das wäre doch zu plump. Es genügt auch nicht, wenn zwei hingehen. Wohl aber genügt es, wenn einer, der das nötige Vertrauen (!) genießt, die richtigen Argumente vorzutragen weiß und dafür sorgt, daß gegebene Versprechen gehalten werden.

Was für Versprechen sind nun das, wenn man fragen darf? Der Gesandte war bis zum letzten Augenblick seines Dortseins Beauftragter der Regierung seines Landes und hat als solcher zu handeln und die Interessen des Landes zu wahren gehabt. Das scheint nun nicht der Fall gewesen zu sein, weil die Aufhebung der Gesandtschaft in einem späteren Zeitpunkt fiel.

Die andern Ausführungen des früheren Gesandten zu bewerten, überlassen wir dem Volke. Es wird die richtige Einschätzung derselben nach all dem Vorgefallenen treffen können, wie auch die Bundesbehörden in Bern ins richtige Bild kommen werden.

Nochmals: Zur Landesfrage von heute.

Ist es an sich schon eigenartig, daß in unserem Ländchen die letzten Jahre keine wirtschaftliche Frage besprochen werden konnte, ohne daß unfauberes politisches Wasser seinen Gift in den Fragenkomplex warf, in der Frage um das Verbleiben des Mutual-Klubs tritt diese Erscheinung in erhöhtem Maße zutage. Das Unternehmen hat in den acht Jahren seiner hierigen Tätigkeit nicht weniger als runde fünf Millionen Franken ins Land gebracht, eine Tatsache, die ein Ansporn bilden muß, für die Erhaltung desselben einzutreten. Ausgerechnet in der arbeitsarmen Zeit sollen eine Reihe von Leuten auf die Straße gesetzt werden müssen, in einer Zeit, da auch das Land alle Kräfte für die öffentlichen Arbeiten als wertvolles Spargut zur Verfügung zu haben trachten muß. Und jene Bedürftigen, die aus Mitteln der Mutual-Spende von jährlich 50,000 Franken ein willkommenes Scherlein zur Linderung der Härten dieser Zeit zugeflossen erhielten, wie die armen Kranken, die vielfach einem Zuschuß aus jenen Mitteln ihre Erholung verdankten, es würde sie alle hart treffen, bitter hart sagen wir. Hier hilft dann kein Schwagen und Zeitungsschreiben, kein Politisieren und Sehen, eine Regierung mit leeren Händen wird ihnen nicht zu geben vermögen. Ist es da nicht rücksichtslos und roh, wir möchten sagen gewissenlos, sich nicht mit aller Kraft um die Erhaltung dieser Einnahmen zu verwenden? Wir wissen das Volk Liechtensteins hinter uns, wenn wir jene einigen Heher verurteilen, die solchen Bestrebungen entgegenarbeiten suchen, oder auch abwartend auf der Seite stehen können. Das

Volksempfinden duldet hier keine Unternehmung oppositioneller Tätigkeit, es weiß den Wert und Unwert solcher Handlungsweise reinlich zu scheiden.

Wir kommen hier auch auf die Ausführungen des ehemaligen Gesandten Dr. Emil Beck in Bern in den Nummern der Liechtensteiner Nachrichten zu sprechen. Unsere Feststellung, daß die Note des Bundesrates in Vaduz eintraf, als Dr. Emil Beck die Gesandtschaft noch innehatte, bleibt aufrecht. Weiter war zu vermerken, daß anlässlich der Verhandlungen in Bern unserer Delegation von hoher Seite erklärt wurde, daß der Vorstoß des Bundesrates in Sachen Mutual-Klub mit dem Abbau der Gesandtschaft nichts zu schaffen habe. Es bestehe mit Liechtenstein das beste Einvernehmen und man wünsche, dem Lande entgegenzukommen, wo es nur möglich erscheine. Um weiter über den Sachverhalt sprechen zu können, müssen wir die bezüglichen Worte des Dr. Emil Beck hier anbringen. Er schreibt:

Da ich mußte, daß die Schweiz die Einnahmen unserem Lande wohl gönnen möchte und für sich selbst nur das eine verlangte, daß die Lotterie nicht in die Schweiz hinübergreife, und die dortige Gesetzgebung verlege, gab ich im Auftrage unserer Regierung das Versprechen ab, daß eine Verletzung der schweizerischen Gesetzgebung in der Schweiz nicht beabsichtigt sei. Und als Garantie dafür versprach ich, mich in Vaduz dafür zu verwenden, daß der Lotteriegesellschaft diese Verpflichtungen in den Vertrag hineingeschrieben wurden.

habt, in ein Geschäft zu gehen. So aber mußten die beiden Töchter des allgemein verehrten Arztes sich ihr Brot durch ehrliche Arbeit verdienen, was sie nun, wenigstens in den Augen verschiedener Mitmenschen, herunterdrückte.

Frank und frei hob Ellinor Hardegg den schönen Kopf. „Ich kann Ihre Frau nicht werden, denn ich liebe Sie nicht. Ihr Antrag ehrt mich ja sehr, und es tut mir selbst leid, daß ich Ihnen keine andere Antwort geben kann“, sagte sie. Sprachlos blickte er auf sie nieder.

Doch seine heißen Worte, mit denen er Ellinor jetzt überschüttete, prallten ab an ihr. Sie mußte, daß sie recht daran tat, ihn abzuweisen. Sie liebte ihn nicht. Und selbst, wenn sie seine Hand jetzt nahm in der Hoffnung, ihn später lieben zu lernen, so würde doch immer in ihr die Befürchtung bleiben, daß er später selbst darunter leiden würde. Vielleicht würde er es sogar einmal bereuen —

Er mochte ruhig eine Frau der höheren Kreise heiraten, sofern er die eheliche Würde hatte, seine Freiheit aufzugeben, es war für alle Teile am besten so. Von dieser inneren Ueberzeugung brachten seine dringenden Bitten sie nicht ab.

7 Feuilleton

Der reiche Blinde.

Roman von Bert Rothberg.

Copyright by Martin Feuchtmayer, Halle (Saale).

Ellinor war ehrlich erschrocken, als dicht vor ihr Professor von Faber auftauchte. Doch es war viel zu spät, sie konnte ihm nicht mehr ausweichen.

So dankte sie ihm freundlich, aber zurückhaltend auf seinen höflichen Gruß. Da er aber stehenblieb und ein paar höfliche Worte an sie richtete, so war es unmöglich, einfach fortzulaufen. Dann erwachte schließlich noch ein bißchen Trotz in ihr. Sie würde doch noch ein paar fröhliche, harmlose Worte mit einem Herrn wechseln können? War sie denn nicht auch jung und frei?

Die Töchter des Bürgermeisters und Amtsgerichtsrats Jemgard waren doch auch den lieben langen Tag mit jungen Herren auf dem Tennisplatz zusammen und da fand kein Mensch etwas dabei! Und aus diesem stolzen Trotz heraus lachte sie den Mann an, als er eine launige Bemerkung machte.

Dieses Lachen brachte ihn nun vollends um den Verstand.

Er hatte sich im Schlosspark mit der pikanten Frau von Uningen treffen wollen. Aber das hatte plötzlich gar keinen Reiz mehr für ihn. Die Gesellschaft des jungen, reizenden Mädchens hier dünkte ihn ungleich schöner und wertvoller. Zudem war es vielleicht überhaupt besser für ihn, wenn er diese heimlichen Stellidiebstahls mit der schönen Witwe beizugehen aufgab, denn an eine Heirat mit ihr dachte er nicht im entferntesten, und da sie eine Dame der Gesellschaft war, konnte die Sache obendrein brenzlich werden.

Und — das kleine, süße Mädel hier lockte ihn mehr, viel mehr. Wenn sie nur nicht gar so scheu und zurückhaltend gewesen wäre, die kleine Dame! Nun, einem Künstler in der Liebe, wie er es war, würde es schon gelingen, sie zutraulicher zu machen.

Trotzdem der Professor sich selbst die Sache als ein neues Abenteuer hinstellen wollte, so fühlte er doch eine eigenartige weiche Regung in seinem Herzen. Er verachtete diese Regung. Wollte sie verdrängen, aber er stand auf einmal vor der völlig ernstesten Tatsache, daß er imstande wäre, dieses reizende, nicht im geringsten auf den Männergang dressierte Mädel zu heiraten.

Der Mann stand vor dieser Tatsache selbst wie vor einer Offenbarung. Aber es war

Wahrheit, Wahrheit, Wahrheit; er konnte in sich hineinhörchen, soviel er wollte — es blieb dabei. Er würde das Mädel heiraten, wenn sie wollte.

„Fräulein Hardegg, ich liebe Sie!“ Ellinor blickte ihn erschrocken an. Dann lächelte sie.

„Das haben Sie sicher schon vielen Mädchen und Frauen gesagt, Herr Doktor. Ich bin mir aber zu schade dazu, diese Reihe zu verlängern.“

Ganz die Antwort, die er erwartet hatte. Sein Herz klopfte rasch und laut. Sie war es wohl wert, daß man ihretwegen die Freiheit aufgab.

„Ich bitte Sie, meine Frau zu werden, — Fräulein Hardegg.“

Ellinor zuckte zusammen. Mit großen, entsetzten Augen sah sie ihn an. War er vielleicht gar betrunken? Denn bei vollem Verstand würde er doch diese Frage niemals an sie richten?

Doch dann fand sie sich in ihren Stolz zurück. Wenn sie den Mann geliebt hätte, dann hätte sie „Ja!“ sagen können, denn der verstorbene Doktor Hardegg würde sich niemals gesellschaftlich unter Herrn von Faber stehend gefühlt haben. Wenn die Eltern noch lebten, dann hätte ihre Zügelung gewiß nicht nötig ge-

en
en
n
ids.
ren
gstl
(St.G.)
ndeln,
Alber-
illeur,
chaan,
Frau
Vogt,
reister

350/46.

ig.
Anna
steige-
tafter,

nd die
und 8.
ei Ge-
hr ins
it.
nchaf-
jedoch
steige-
d bei
gelant-

icht:

wette
daher

Inbe-
n war
ifung,
vorge-
ng von
Eini-
eiterer
ch den
zur
Die
er ein-
ichtig,
z ein-
h ver-

inanz-
rbgabe
ie Fi-
unbe-
erwal-

nte.
s allen
agung
m Ge-
Beam-
Ber-
stituie-
stlicher
timmt.
bet sich

Ge n-
erfolgt:
Finanz-
kallred,
slofen-
Picot;
tsvize-
Staats-
Staats-
r, wird